

Das Problem der Diktatur : eine Studie zur Machtergreifung und Staatsführung Napoleons

Autor(en): **Andreas, Willy**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **38 (1958-1959)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160825>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS PROBLEM DER DIKTATUR

EINE STUDIE ZUR MACHTERGREIFUNG UND STAATSFÜHRUNG NAPOLEONS

VON WILLY ANDREAS

So ähnlich sich diktatorische Gebilde verschiedenen Ursprungs und Gehalts in vielem sehen, genau gleichen sie sich nie. Die Mannigfaltigkeit der Geschichte spottet der Einförmigkeit. Auch die Diktatur Bonapartes trägt unverkennbar das Gepräge ihres Schöpfers in Entstehen und Wirkung, glückhaft und scheiternd. Es ist in ihr das Erbe des achtzehnten Jahrhunderts: die Aufklärung mit ihrem Glauben, alles vernunftgemäß, selbstherrlich machen zu können und ihrer Unfähigkeit, die Dinge wachsen zu lassen, ihrer verzehrenden Ungeduld und Rührigkeit, ihrem Beglückungs- aber auch ihrem Bevormundungsdrang. Aufklärerisch endlich und zugleich im eigensten Sinn napoleonisch ist der Trieb, immer noch ein Stück weiterzugehen, das Anrennen gegen die von Gott, Natur und Geschichte gesetzten Schranken.

Der Eroberung der Macht galt Bonapartes Sinnen und Trachten in der Jugend, der Kampf um ihre Befestigung und Erweiterung füllte seine Mannesjahre. — Auffallend ist bei einer so unberechenbaren, vulkanischen Natur die Folgerichtigkeit seines Aufstiegs und der Ausbau seiner Vorherrschaft bis zur Totalität. Und doch kommt dann und wann das Abenteuerertum seiner Frühzeit und das Intrigenwesen seiner korsischen Heimat auch späterhin zum Vorschein, diese Unruhe im Blut und ein nicht ganz beschwichtigtes Gefühl der Existenzunsicherheit, woraus blitzschnelle, unerwartete, bisweilen unausgereifte Entschlüsse kommen. Dies blieb als schwer zu fassendes, irgendwo lauernes Element in ihm wirksam.

Ein weiteres nicht ganz aufzuschlüsselndes Rätsel ist die auch bei anderen Diktatoren von Format zu beobachtende Unzertrennlichkeit von Person und Sache, von Selbstsucht und Werkleidenschaft, ähnlich etwa wie bei Richelieu, bei Cromwell. — Dazu immer wieder das eine: Der die Macht an sich reißt, wird ihr untertän! Sie fordert von ihm stets neue Kraftanstrengungen, neue Opfer. Um sie nicht zu verlieren, muß er, ob er will oder nicht, den Olymp auf den Ossa türmen.

In dem von der Revolution hinterlassenen Zerrüttungs- und Erschöpfungszustand des Landes, nach der schwankenden, moralisch minderwertigen, wenn auch nicht gänzlich unfähigen Directoireregierung hatte eine zielbewußte, dem Terror abgeneigte, versöhnungsbereite und vor allem ökonomisch gefestigte Staatsführung es verhältnismäßig leicht, Sympathie und Zutrauen zu gewinnen. Zudem, ein ruhmbedeckter General schickte sich an, den heißersehten Frieden zu bringen!

Immerhin, schon die sogenannte Machtergreifung, jener von anderen Usurpatoren so gern als Muster studierte Staatsstreich vom 18. Brumaire, zeigte, bei Licht betrachtet, die fragwürdigen Züge der kommenden Diktatur.

Ein Komplott von Politikern unter Führung eines populären Generals mit militärischer Gefolgschaft; Vorspanndienste ehrgeizig-kluger Parlamentarier und Staatsdiener von mangelndem eigenem Handlungsvermögen, denen der herbeigerufene Starke Mann dann wider Erwarten über den Kopf wächst.

Die eigentliche Aktion erfolgt unter der Vorspiegelung, einer staatsgefährlichen, verfassungsfeindlichen Verschwörung zuvorzukommen. Ein historisch öfters erprobtes Rezept ist auch die geflissentliche Vortäuschung der Legalität des Staatsstreiches. Sie verfehlt ihre Wirkung ebensowenig wie der Appell ans patriotische Gefühl der Masse, es sei angeblich ein Zusammengehen des inneren mit dem auswärtigen Feind zu fürchten. Schließlich als letztes Glied in der Reihe: Untergrabung und Selbstauflösung der bestehenden Verfassung durch ihre eigenen Träger, d. h. durch den abtrünnigen Teil ihrer bisherigen Hüter und Nutznießer — Spaltung also innerhalb der zu stürzenden Regierung, Blindheit oder Lähmung der übrigen, wie sie so oft am Vorabend von Umwälzungen gerade bei den Meistbedrohten zu beobachten ist. Ohnmächtige Einsprüche der wenigen verfassungstreu Gebliebenen!

Als napoleonisch kann gelten sein mehr dynamischer als intellektueller Anteil an Vorbereitung und Ausführung, ferner eine gewisse Geschicklichkeit der Menschenbehandlung, die Sachkundige und Streber zu gewinnen verstand. Einige von ihnen dienten hernach dem Ersten Konsul und dem Kaiser als gut belohnte Arbeitsbienen. — Napoleonisch ist die rücksichtslose Ausschaltung verbrauchter ehemaliger Freunde und das unbeirrte Zutrauen zu sich selber, aber auch die Einseitigkeit des Tat- und Gewaltmenschen. Denn als er sich in dem ungewohnten parlamentarischen Milieu seinem herrischen Gehaben überließ, steuerte er hier, wo nicht ganz ungefährliche Widerstände seiner warteten, fast in ein Fiasko hinein. Es wurde im letzten Augenblick nur durch ein theatrales Schauspielerstückchen seines Bruders Lucien verhütet, wie denn überhaupt am neunzehnten Brumaire, dem zweiten Tag, deutlich wird: der Erfolg von Staatsstreichen hängt oft nur an einem schwachen Faden!

So erscheint wie in einer Vorahnung schon zu Beginn der Diktatur ihr problematisches Ende: Alles Glück und Scheitern hängt von dem einen Mann, ihrem Urheber und Träger ab. Die Stärke der Gewaltherrschaft ist auch ihre schwache Stelle.

Es ist bezeichnend für die durch den 18. und 19. Brumaire geschaffene Situation, daß der Staatsstreich von Frankreich mehr mit Staunen und Überraschung als mit Unwillen aufgenommen wurde. So erweicht war bereits die Stimmung.

Es war nicht so, daß sich mit einem Schlage nun ein neues, planmäßig gefertigtes Frankreich auftat. Ein Kenner wie Aulard hat mit Recht betont, daß sich zunächst ein zwitterhafter Übergangszustand herausbildete, der eher einem verkleinerten Direktorium als einer Diktatur glich. Unter der Bezeichnung «Konsul des Tages» wechselten Bonaparte, Sieyès und Ducos sogar täglich im Amt. Bonaparte besaß zwar ein unbestreitbares Übergewicht in militärischen Angelegenheiten, ähnlich dem, das Carnot im Wohlfahrtsausschuß besessen hatte, und zweifellos wirkte es wie von selbst über die unmittelbar soldatischen Bereiche hinaus; hierin war nun einmal nächst seinem Genie Napoleons Macht verankert. Von einer Militärdiktatur war jedoch nicht die Rede. In der Öffentlichkeit zeigte sich der General zwischen seinen beiden Kollegen, ohne einen Vorrang zu beanspruchen, und vermied es, sich vor Annahme der in Ausarbeitung begriffenen neuen Verfassung auf den Herrn hinauszuspielen. Er vertauschte seine Uniform mit einem bürgerlichen Frack. Frankreich hatte, so schien es, nur eine neue Zivilregierung bekommen. Von psychologischem Verständnis für die Mentalität der Regierten zeugt es, daß man keine großen neuen Taten ankündigte, sondern sich einfach Mühe gab, seine Sache gut zu machen und dabei so wenig Leute wie möglich zu verletzen.

Das durch die maßvolle Haltung des Vorläufigen Konsulats erworbene Zutrauen benutzte Bonaparte dazu, in der künftigen Verfassung sich die vorwaltende Stellung zu sichern. Er setzte den keineswegs zu unterschätzenden Verfassungskünstler Sieyès matt, indem er die Sicherungsanstalten und Gegengewichte, durch die sein ehrgeiziger Rivale ihn fesseln wollte, auszuschalten mußte.

Man kann die neue Verfassung nicht erschöpfender charakterisieren als mit der Antwort, die eine Pariserin auf ihre Frage «Was steht darin?» erhielt: «Der General Bonaparte», erwiderte man ihr.

Jedenfalls, diese Konsulatsverfassung vom Jahre Acht der Republik gab Napoleon Grundlage und Sprungbrett zur Erreichung der vollen Alleinherrschaft. Die folgenden Jahre waren ausgefüllt durch die planmäßige Sicherung der neugewonnenen Macht in schrittweisem, bisweilen auch sprunghaftem Vorgehen. Aus dem Dreimännerkollegium mit Vorrang und Vorwalten des auf zehn Jahre ernannten Ersten Konsuls wurde die Lebenslänglichkeit des konsularischen Amtes, sie wiederum die unmittelbare letzte Vorstufe des Kaisertums.

Auch Napoleons Weg ist wie der anderer Autokraten gekennzeichnet durch die Erhöhung von Mitverschworenen und sonstigen politischen Beutemachern, soweit sie sich eben als gefügige Helfer erwiesen. Andererseits gehört zum Bilde die rasche Ausbootung von Unbequemem, was als einer der ersten Sieyès, Hauptdrahtzieher des Brumaire-Staatsstreiches und anfänglicher Mitkonsul Bonapartes, in Form ehrenvoller Kaltstellung zu spüren bekam.

Napoleons verhältnismäßig glücklichste, weil relativ maßvollste Regierungsperiode war die des Konsulats bis zur Errichtung des Kaiserreichs (1804), freilich ohne daß sie höheren oder höchsten Ansprüchen auf Recht und Sittlichkeit genügen könnte. In entwicklungsgeschichtlicher Perspektive stellt sich die Konsulatsregierung als Nutznießerin der vorausgegangenen Revolutionsmüdigkeit, des Bedürfnisses nach Beruhigung und Wiederkehr der verlorengegangenen Sekurität dar. — Daher mußten sich ihre erfolgreichen Maßnahmen gegen das eingerissene Räuberunwesen, aber auch die Unterdrückung des politischen Bandentums der Chouans günstig auswirken für die Befestigung der Herrschaft. Mehr denn je lag ja jedem Freunde der Ordnung und den am Besitz hängenden Bürgern an der Rückkehr der öffentlichen Sicherheit. — Die frühere Rechtsopposition, die namentlich unter dem Directoire zeitweise gefährlicher gewesen war als der im Abflauen befindliche Linksradikalismus, kaufte man durch Amnestie und Gunstbeweise. Zum Teil verschmolz sie dann im Empire mit der neugebackenen Aristokratie, soweit sie wirtschaftliche, finanzielle Leistung und militärische Meriten aufzuweisen hatte.

Es war taktisch geschickt, daß man sich über die schärfsten Parteigegensätze von früher zu erheben suchte. Die Regierung nahm dem radikalen Jakobinertum den Wind aus den Segeln und reichte den heimkehrenden Emigranten, soweit sie sich loyal und verlässlich zeigten, die Hand zur Wiedereinbürgerung. Nicht minder klug war es, daß man gewisse Errungenschaften der Revolution wie die Entfeudalisierung des ländlichen Besitzes und die Gleichheit vor dem Gesetz nicht preisgab. Das nicht mehr zu unterdrückende Selbstgefühl des Dritten Standes wurde dadurch beschwichtigt und ihm so der Verlust der Freiheit erträglich gemacht. Vor allem aber, die recht beträchtliche Schicht der Bauern und jener Citoyens, die sich im Zuge der Inflation der Kirchen- und Adelsgüter bemächtigt und daran bereichert hatte, blieb unangestastet in ihrem Besitz. Auf diese Kreise stützte sich vornehmlich die Diktatur als Garant der neuen Besitzordnung und der mit ihr verbundenen sozialen Umschichtung.

Dies alles geschah unter stärkstem Anstoß und lebendiger Mitarbeit des leitenden Mannes, dessen juristischer Scharfsinn bemerkenswert ist. Damals besaß Napoleon auch noch ein Organ für die dem nachrevolutionären Durchschnittsbürger teuren Vorstellungen, Neigungen und Interessen, die im politischen Kalkül zu berücksichtigen zweckmäßig erschien.

Die vorhin genannten Stufen des mehr und mehr sich konzentrierenden Machtausbaus, die dabei angewandten Methoden und Kniffe, ihre greifbaren Ergebnisse und ideenmäßige, publizistische und propagandistische Vertretung vor der Öffentlichkeit, die zugleich auf eine Verhüllung des wahren Kerns hinausläuft, sind von der internationalen For-

schung immer wieder neu untersucht worden. Schlagwortartig seien sie in Kürze aufgereiht. Da ist die durch fast unmerkliche Gewichtsverschiebungen innerhalb der Staatsorgane erreichte Zerstörung der Gewaltenteilung. Pfl egt doch ihre Aufrechterhaltung staatsbürgerliche Freiheit zu verbürgen, während es da, wo sie vernichtet wird, immer nach Diktatur riecht. Um die Gewaltenteilung aufzuheben oder unwirksam zu machen, wurde unter Napoleon eine verwirrende Mannigfaltigkeit gesetzgeberischer und beratender Instanzen geschaffen. Deren künstlich ausgewogene Kompetenzen und Konkurrenzen erschwerten das Zusammenspiel, stärkten dafür aber um so mehr die Staatsgewalt an der Spitze. Äußerlich kam man den konstitutionellen und demokratischen Zeitforderungen durch Errichtung einer in zwei getrennte Häuser zerfallende Legislative, Tribunat und Corps législatif, entgegen. Es war keine wirkliche Volksrepräsentation, sondern eine Scheinfassade. Überdies sicherte sich die Regierung, trotz der theoretisch angenommenen Basis des allgemeinen Wahlrechts, den maßgebenden Einfluß auf die Zusammensetzung dieser pseudo-parlamentarischen Körperschaften. Ein gouvernemental gegängelt es Wahlmänner- und Listensystem von ausgesprochenem Notabelncharakter sorgte für Gleichschaltung und Willfährigkeit der Mitglieder von Tribunat und Gesetzgebendem Körper.

Die Überorganisation der Hauptinstitutionen und die Parzellierung ihrer Befugnisse zwischen Senat, Tribunat, Corps législatif und Conseil d'Etat spielte die tatsächliche Gewalt in die Hände Napoleons. Der Gesetzgebende Körper, der nur abstimmen, nicht beraten durfte, bekam bezeichnenderweise den Spitznamen Korps der Stummen. Wobei man sich erinnert: Der Reichstag einer späteren, noch weit bedenklicheren Diktatur, der stets mit dem Absingen des Parteiliedes endete, ähnelte schließlich einem gefolgstreuen Männergesangsverein. — Mit Hilfe von allerlei Geschäftsordnungskniffen und Verfassungsmanövern gelang es, die letzten Spuren von Unabhängigkeit und Oppositionsregungen zu tilgen.

Während die Aushöhlung der verfassungsmäßigen Körperschaften weiterging, stieg zunächst noch Geschäftsumfang, Gewicht und Prestige des Senats. Ursprünglich immerhin ein Spiegelbild verschiedener politischer Schattierungen, geriet er dann, zumal im Empire, völlig unter die Kontrolle Napoleons, den die Geheimhaltung der Sitzungen von Rücksichten auf die Öffentlichkeit entband. Ziemlich rasch wurde die Versammlung dieser mit Gnadenbeweisen überschütteten, zum Teil mit Grundbesitz ausgestatteten Senatoren zum gefügigen Instrument der Diktatur und nur noch eine Art Registriermaschine für Regierungsgesetze. Genug der Beispiele! Sechs Senatoren nur wagten es, den Übergang zur Monarchie offen abzulehnen.

Zum bonapartistischen Regierungsmechanismus gehörte endlich die Anwendung der sogenannten «Gemination». Eine besonders raffinierte,

aber nur selten in ihrer Bedeutung erkannte Taktik! — Durch das beabsichtigte Nebeneinander nämlich von Behörden für dasselbe Sachgebiet verhinderte man, daß irgend ein Minister zu mächtig wurde oder sich unentbehrlich machte. Napoleon spielte diese halbierten Zweiheiten gegeneinander aus und wurde dadurch noch ausschlaggebender, wofür er übrigens bei einem späteren ausländischen Parteidiktator unrühmliche Nachahmung fand.

Die stufenweise, planvolle Aufgipfelung der Macht wurde entscheidend gefördert durch die geschmeidige Art, wie Napoleon Gegenbewegungen zu nutzen und in ein Plus zu verwandeln wußte. So ward die von England geförderte gefährliche Verschwörung des Royalisten Cadoudal dazu benützt, Bonapartes einzigen militärischen Rivalen, den General Moreau, öffentlich bloßzustellen, aus der Volksgunst zu verdrängen und aus Frankreich zu entfernen. Der mißlungene Streich des charaktervollen, mutigen Widerstandskämpfers Cadoudal diente ihm dazu, sich Gegner auf der Linken wie auf der Rechten vom Halse zu schaffen. Die Sorge aber der ordnungsliebenden, friedlichen Bürger ums Leben des Staatsoberhauptes ließ sich zum mindesten stimmungsmäßig trefflich verwerten, damit aber auch politisch ausmünzen. Die nach dem Frieden von Amiens herbeigeführte Abstimmung, ob sein Amt auf Lebenszeit verlängert und ihm das Recht verliehen werden solle, selber den Nachfolger zu bestimmen, beantworteten dreieinhalb Millionen nunmehr mit Ja und nur wenige Tausend mit Nein. Natürlich waren auch die großen Erfolge der Außenpolitik diesem Ergebnis zugute gekommen.

Mit Recht hat sich der Ausdruck cäsaristisches Regime für die napoleonische Herrschaftsform eingebürgert. Die sogenannten Plebiszite machen darin einen wichtigen Bestandteil aus. Drei Volksabstimmungen (1800, 1802 und 1804), jede eine Steigerung zu der vorigen, verankerten den in der Person Napoleons repräsentierten Führungsgedanken im breiteren Untergrund einer Befragung und Kundgebung des freien Willens, der freilich unreine, zweideutige Beisätze anhafteten. Es ist eine Ironie der Geschichte, wie hierin der eigene von Bonaparte zurückgelegte politische Weg gleichsam in hohlspiegelartiger Verzerrung erscheint: Die einst von dem jungen Jakobinerfreund bejahte Rousseausche Volkssouveränität schlägt nun in der historisch und persönlich völlig veränderten Situation ins Gegenteil um. Sie wird zum mißbrauchten Werkzeug der totalen Macht eines einzelnen, und der von Rousseau proklamierte Allgemeinwille (*volonté générale*) deckt sich jetzt wie in einem Hexeneinmaleins mit dem Willen des Usurpators. In der schönfärberischen Terminologie der Offiziösen und des journalistischen Vorspanns hieß das: Vertrauen von unten und Kraft von der Spitze her — also eine Synthese beider!

Diese von der Regierung in steigendem Maß beeinflussten Plebiszite trugen dem noch nicht ganz gebrochenen revolutionären Bewußtsein

und dem Anspruch der demokratischen Ideologien äußerlich Rechnung, schlossen aber stillschweigend die Gutheißung der inzwischen erfolgten Verfassungs- und Rechtsverletzungen mit ein. Eine pseudodemokratische Technik also, deren Fragwürdigkeit namentlich bei der Abstimmung über das erbliche Kaisertum in Handhabung und Stimmenauszählung sich zeigte. So ist es nicht weiter verwunderlich, daß spätere Imitatoren faschistischen Gepräges bei ihren sogenannten Volksabstimmungen die Tricks jener kaum verdeckten Unfreiheit napoleonischen Andenkens zweckmäßigerweise und mit gleichem Scheinerfolg anwendeten — so z. B. die Erklärung weißer Stimmzettel als Jastimmen.

In den ersten Jahren war Napoleon noch Ratschlägen seiner Konsultatskollegen Lebrun und Cambacérès zugänglich. Zwei höchst charakteristische Würdenträger des Empire, beide schon in der Revolutionszeit durch Mäßigung und Sachkunde hervorstechend!

Der von Napoleon geschaffene Conseil d'Etat, eine Gemeinschaft sachkundiger Spezialisten, übte einen heilsamen Einfluß auf den verwaltungstechnisch noch unerfahrenen, aber organisatorisch begabten, schaffenslustigen General aus. Wertvolle, aus dieser Zusammenarbeit entsprungene administrative und gesetzgeberische Reformen überlebten das Regime. In diesem Kreis beugte sich der Erste Konsul bisweilen sogar der überlegenen Sachlichkeit, den Bedenken und dem Mehrheitsbeschluß seiner Mitarbeiter, setzte sie aber öfters durch die Treffsicherheit seines scharfen Verstandes gerade auch in juristischer Hinsicht in Erstaunen.

Eine Glanzleistung dieses gesetzgeberisch ungewöhnlich fruchtbaren und tüchtigen Gremiums, auf das Einrichtungen wie die Banque de France und die Durchbildung des straff arbeitenden Departement- und Präfektur-systems zurückgehen, war die großartige, mit dem Geist der Zeit und den Errungenschaften der Revolution in tiefem Einklang stehende Kodifikation des Zivil-, Kriminal- und Prozeßrechts. Verdientermaßen trägt sie Napoleons Namen. Immer wird der Code Civil ein Markstein in der Entwicklung des französischen wie der internationalen Gesetzgebung bleiben; darüber hinaus aber auch ein Denkmal sprachlicher Formulierungskunst.

Indessen, allmählich regten sich bei dem Machthaber Bedenken gegen den Korpsgeist des Staatsrates, der an diesem Werk so hervorragenden Anteil gehabt, ja Abneigung gegen gemeinsame Beschlußfassung und Beratung. Er wurde überhaupt empfindlicher gegen Widerspruch und zog es mehr und mehr vor, die Gesetze durch den harmloseren und gefügigeren Senat zu erlassen: Auch dies ein beredter Beitrag zur Psychologie des Diktatorentums. Sollten derartige Wandlungen nicht zwangsläufig aus seinem tiefsten Wesensgrunde entspringen? — Den Bedürfnissen des Autokraten entsprach es auch, daß Napoleon ohne Minister-rat regierte. Fachminister wie im Auswärtigen Talleyrand, der gewiß bei aller persönlichen Anrühigkeit ein Meister der Diplomatie war, und

der gleichfalls unschätzbare Finanzminister Gaudin waren nur einzeln ihm verantwortlich und streng voneinander getrennt, persönliche Untergebene und Diener des Kaisers: eifersüchtig wahrte er das Monopol seiner politischen Alleingeltung.

Wie das Diktatorentum alle anderen Bereiche durchdringt, Kirchenpolitik, Unterricht und Erziehung, Presse und bis zu einem gewissen Grad auch das geistige Leben, wäre Gegenstand einer besonderen Betrachtung. — Aber auch sie würde immer auf die letzte Wesenheit Napoleons zurückführen, die von seinem militärischen Genie unablässige Machtleidenschaft. Auf keinem Gebiet enthüllt sich deren Übersteigerung offenkundiger und folgenschwerer als auf dem der auswärtigen Politik.

Hier häuft sich denn auch die Problematik. Es verschlingt sich darin persönliche Hybris mit Zwangsläufigkeiten einer dieser Herrschaftsform innewohnenden, vorandrängenden Dämonie. Die wachsende Vereinigung des Gewaltmenschen treibt ihn in Wirklichkeitsentfremdung, ja in völlige Verblendung hinein. Von einem gewissen Zeitpunkt an besteht Bonapartes Geschichte nur noch aus verpaßten Gelegenheiten, Mäßigung zu üben, sich die europäische Umwelt zu versöhnen. Die Achillesferse seiner Existenz, das auf sich selbst gestellte, aber seiner nicht ganz sichere Usurpatorentum, bleibt auch nach der Scheidung von Josephine und der Geburt eines Thronfolgers. Die Besetzung europäischer Throne durch die Nullen seiner Verwandtschaft schwächt in Wahrheit das Regime, statt es zu kräftigen. Die Verkennung und Unterdrückung der Volkskräfte aber stachelt sie zur Erhebung auf und weckt immer neue Gegnerschaft ringsum. Das Wunschbild eines befriedeten, vom napoleonischen Frankreich geführten Kontinents scheitert an dem Weltgegensatz zum alten Feinde England und an der schon unter Ludwig XIV. erwiesenen Untragbarkeit einer französischen Hegemonie, letztlich also am traditionellen Gleichgewichtsgedanken. Die tiefste Ursache seines Sturzes liegt in Napoleon selber beschlossen: keine Staatsführung kann, wenn sie Bestand haben soll, höherer sittlicher Leitgedanken entraten.